

**Herausgegeben von
Ulrich Conrads und Peter Neitzke**

**Beirat:
Gerd Albers
Hildegard Barz-Malfatti
Elisabeth Blum
Eduard Führ
Werner Sewing
Thomas Sieverts
Jörn Walter**



**Erol Yildiz
Birgit Mattausch
(Hg.)**

**Urban Recycling
Migration
als Großstadt-Ressource**

**Bauverlag
Gütersloh · Berlin**

**Birkhäuser
Basel · Boston · Berlin**

Satz und Layout: Paula Altmann, Köln

Umschlagvorderseite: Köln-Keupstraße, Foto © Erol Yildiz

Seite 2: Schaufenster in der Kölner Weidengasse, Foto © Birgit Mattausch

Umschlagrückseite: Türkisches Restaurant Köln-Keupstraße, Foto © Erol Yildiz

Bibliographische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdrucks, des Vortrags, der Entnahme von Abbildungen und Tabellen, der Funksendung, der Mikroverfilmung oder der Vervielfältigung auf anderen Wegen und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Eine Vervielfältigung dieses Werkes oder von Teilen dieses Werkes ist auch im Einzelfall nur in den Grenzen der gesetzlichen Bestimmungen des Urheberrechtsgesetzes in der jeweils geltenden Fassung zulässig. Sie ist grundsätzlich vergütungspflichtig. Zuwiderhandlungen unterliegen den Strafbestimmungen des Urheberrechts.

Der Vertrieb über den Buchhandel erfolgt ausschließlich über den Birkhäuser Verlag.

© 2009 Birkhäuser Verlag AG, Postfach 133, CH-4010 Basel, Schweiz und
Bauverlag BV GmbH, Gütersloh, Berlin

bau || | verlag

Eine Kooperation im Rahmen der Fachverlagsgruppe Springer Science+Business Media

Gedruckt auf säurefreiem Papier, hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff. TCF ∞

Printed in Germany

ISBN: 978-3-7643-8804-1

9 8 7 6 5 4 3 2 1

<http://www.birkhauser.ch>



Man in the street,
Marseille,
Foto © Leslie Dema

Inhalt

Gerd Baumann

Stadt und Migration: Herz und Kreislauf

Statt eines Vorworts 8

Einleitung 12

Birgit Mattausch

Die Bronx im Kopf

Ein Mythos und die Kultur der Urbanität 22

Leon Deben/Jacques van de Ven

Fünfhundert Jahre Erfolg durch Immigration

Eine kurze Chronik Amsterdams 42

Holger Floeting

Selbständigkeit von Migranten und informelle Netzwerke

als Ressource für die Stadtentwicklung 52

Robert Pütz

Perspektiven der „Transkulturalität als Praxis“

Unternehmer türkischer Herkunft in Berlin 63

Michel Peraldi

Marseille: der Geist der Krise und die Ökonomie des Basars 82

Erol Yildiz

„Als Deutscher ist man hier ja schon integriert.“

Alltagspraxis in einem Kölner Quartier 100

Katrin Gliemann/Gerold Caesperlein

Von der Eckkneipe zur Teestube

Urbaner Wandel im Alltag: Dortmund-Borsigplatz 119

Angela Stienen

Einst „die Bronx von Bern“

Die andere Logik sozialräumlicher Segregation 137

Detlev Ipsen/Holger Weichler

Vielfalt als Stärke: Kulturelle Cluster in Toronto 159

Autorinnen und Autoren 174



„Tante Emma ist jetzt Onkel Ali“ – türkische Konditorei mit Imbiß in Köln,
Foto © Erol Yıldız

Stadt und Migration: Herz und Kreislauf Statt eines Vorworts

Wie komme ich durch das Stadthor? [...]

Ich verlernte es, ein Zwerg zu sein.

Friedrich Nietzsche, Nachlaß 1883

Als der Plan für dieses Buch in meinen Briefkasten flog, war ich sofort Feuer und Flamme.

Daß Migration das Wesen der Stadt ist, wissen wir von Ur und Babel seit 5000 Jahren. Und daß etablierte Städter oft ihre Stadttore verriegeln, um ihren Besitzstand zu schützen, wissen wir, seitdem es Nationalstaaten im (ehemals) modernen Sinn gibt, je nach Region zwischen 500 und 50 Jahren. Eine Dialektik der Stadt gibt es, seit es Städte gibt; sie wurde überall schärfer, sobald sich Städte in Nationalstaaten spiegeln wollten. Dann fürchtete man den ‚Turm von Babel‘.

Trotzdem ist dieser Prozeß der Urbanisierung oft dialektisch geblieben, manchmal sogar dialogisch geworden, denn Städte brauchen nicht nur alte Venen, sondern auch neue Arterien, wenn sie überleben wollen – ehemalige Städte gibt es genug: als ‚romantische‘ Städtchen in Reiseführern für Nostalgiker.

Wenn also die lebende Stadt anlockt und zugleich immer ausschließt, dann hängt dies mit der inneren Dynamik der Migration zusammen. Ärmere Städter und Migranten suchen Arbeit, reichere Migranten bringen soziales und ökonomisches Kapital, und zwischen beiden können sich außergewöhnliche Prozesse entwickeln, die es ohne Migration nicht gäbe: Einerseits kommt es zu erneuernden Formen der Unternehmerschaft – oft transkulturell oder transnational geprägt –, andererseits zu einem ‚trickle-down‘-Effekt, wie es ihn in Städten wie in Staaten ohne Migration niemals gäbe.

Die erste Dynamik ist evident: Alle erfolgreichen Städte haben ihre sinnbildlichen Hugenotten und ausländischen Pioniere, oftmals Flüchtlinge

mit besonderem sozialen, kulturellen oder technologischen Kapital. Als erstes Beispiel aus eigener Erfahrung sei Kadugli genannt, die Hauptstadt der Nubaberge im Sudan. Als ich 1976 ankam, bestand Kadugli aus fünf armseligen Dörfern mit ein paar Läden, die sich als arabischer Markt (suq) tarnten. Als ich 1979 das Land verließ, hatte die Immigration von daheim stigmatisierten, aber transnational vernetzten Unternehmern aus Oberägypten Kaduglis Dörfer in eine ‚Wild West Boom Town‘ verwandelt: Die ersten geteerten Straßen wurden bald mit Hilfe privater Diesellgeneratoren elektrisch beleuchtet, und man erfand neben der alten Pilgerherberge auch den ersten ‚Saloon‘ und sogar eine Art Restaurant. Aus dem Umland zog es binnen dreier kurzer Friedensjahre beinahe 20.000 Migranten in die werdende Stadt von zunächst 5.000 Einwohnern, wo man den Hunger der Dörfer durch Teilzeitjobs lindern konnte.

Die zweite Dynamik freilich fehlte: Der von Neoliberalen angepriesene ‚trickle-down‘-Effekt scheiterte an staatlich erzwungenen eisernen ethnischen Grenzen. Dennoch gibt es diesen Effekt in anderen sich entwickelnden oder wiedererstehenden Städten, wenn auch oft nur innerhalb ethnischer Grenzen. Die ehemalige Stadt Southall (60.000 Einwohner), eingemeindet als Londons dichtest besiedelte und ärmste Vorstadt, war um 1955 ein ruiniertes Elendsviertel, aus dem Tausende auf Kosten des britischen Gesundheitsministeriums umgesiedelt wurden. Just zwischen 1952 und 1982 wurde Southall jedoch durch Immigrationen aus Indien und Pakistan zur ‚Asian Capital of Britain‘. 1993, am Ende meines siebenjährigen Aufenthalts, meldeten die Läden auf dem Southall Broadway dem Finanzamt (sic!) einen Umsatz pro Quadratmeter, der nur von Londons kosmopolitaner ‚shopping mile‘ Oxford Street übertroffen wurde. Ironischerweise ist der Southall Broadway eine geographische Verlängerung der Oxford Street. Man könnte sie beinahe umkehren; aber die zweite Dynamik ist wichtiger.

Der von rechtslastigen Ökonomen oft beschworene, aber niemals auch nur ansatzweise bewiesene ‚trickle-down‘-Effekt wirkt tatsächlich, wenn es gelingt, inter-ethnische Grenzen durchlässig zu machen und intra-ethnische Solidaritäten zu respektieren. Ersteres macht die Konsumgesellschaft von selbst: „Wenn du frisches Gemüse willst, dann geh zum Türken“, sagen auch Alt-Amsterdamer, um den einheimischen Treibhaustomaten zu entkommen. Mein Lieblingsbeispiel für urbanen Geschmack ist Frau Mohamed, die mir beim Kochen eines surinamischen Currys zurief: „Gerd, mach die Fenster auf, die Nachbarn müssen auch mal was Gutes riechen!“

Die zweite Dynamik ist schwieriger. Intra-ethnische Solidarität stört alt-ingesessene Städte, denn die Stadt ist der klassische Ort, an dem sich jeder mit ‚Schiffauers Paradox‘ herumschlagen muß. Schiffauer nennt es „die Zumutung der Moderne“: Man soll normativ und grundsätzlich mit allen anderen jedweden freien Austausch betreiben, obwohl einem die Nächsten (sei es über Familie, Ethnizität oder Kultur) doch am nächsten stehen. Schiffauer zeigt verschiedene Lösungsmodelle, je nach Nationalstaaten; sein Argument über die Rolle national geprägter civil societies ist inzwischen ein Klassiker.

Darauf aufbauend, läßt sich Schiffauers Ansatz selbst noch zuspitzen auf die civic culture, also die Bürgerkultur bestimmter Städte. Große multikulturelle Städte, wie einstmal Brügge oder Ravenna, verschwanden nicht einfach in der Versenkung, wie uns so mancher Touristenführer weismachen will, sie gingen in einer xenophoben Stadtkultur unter. Städte degenerieren zu Städtchen, wenn die Alteingesessenen alle ‚Neuen‘ und alles Neue abwehren oder abwerten. Städte, die sich einschließen, schließen sich aus.

Nun gilt es aber nicht, die alltäglichen Probleme der Koexistenz auszublenken: Blinde Flecken oder Scheuklappen helfen niemandem. Migration ist zugleich die Ur- und die Babel-Definition der Stadt, und Multikulturalismus ist ihre größte Leistung, wo immer sie ihre zwei Aufgaben bewältigen kann. Und: Die ‚Neuen‘ sind keine weitere kulturelle Farbe, die man à la mode an- und wieder ablegen kann, wie es einem beliebt.

Es braucht sowohl einen politisch konkreten als auch einen interdisziplinären Ansatz. Zum interdisziplinären, hier nicht weniger politischen Ansatz bietet der vorliegende Band drei Brücken: Die erste verbindet Städtebau und Architektur; die zweite verknüpft beide mit den Sozialwissenschaften, die dritte schließlich vermittelt zwischen diesen mit einer engagierten inter-wissenschaftlichen Perspektive, was die Befunde dieses Bandes mit jedem Beitrag bestätigen.



Einleitung

Migration war seit jeher konstitutiv für die Entwicklung von Städten; Urbanisierung ohne Mobilität ist schlichtweg unvorstellbar. Die Industrialisierung des 19. und 20. Jahrhunderts und die Entstehung riesiger Arbeitsmärkte in städtischen Zentren forcierten die Zuwanderung von Arbeiterinnen und Arbeitern auf der Suche nach einer gesicherten Existenz. In den Industriezentren entstanden neue Arbeiterquartiere, in denen sie sich niederließen und zum Teil unter desolaten Bedingungen Überlebensstrategien entwickelten. Über Jahrhunderte wurden die Städte Europas von unterschiedlichen Migrationswellen geprägt. Insofern war die Arbeitsmigration nach dem Zweiten Weltkrieg nur eine neue Phase, in der viele Großstädte nachhaltig verändert wurden.

Oft sind es dieselben Arbeiterviertel, die nun als Ausländerviertel in Verruf geraten und als Ghettos, ethnische Kolonien, islamische Hochburg oder neuerdings als ‚Parallelgesellschaften‘ etikettiert werden. Diese Wahrnehmung bestimmte in den meisten europäischen Ländern den politischen und wissenschaftlichen Umgang mit Migranten und blieb daher nicht ohne Folgen für deren gesellschaftliche Positionierung. Es waren negative Zuschreibungen, die Einwandererquartiere territorial stigmatisierten und ihre Bewohner oft genug ins gesellschaftliche Abseits drängten.

Genauer betrachtet, handelt es sich bei solchen unhinterfragten, pauschalierenden Abwertungen um einen „wissenschaftlichen Mythos“ (Bourdieu), um ein (ethnisches) „Dispositiv“ (Foucault), mit denen Normitäten definiert und so gesellschaftliche Macht organisiert wird. Dies führt dazu, daß der konstitutive Zusammenhang von Migration und Urbanisierung aus dem Blick gerät und die Potentiale, die solche Migrantenquartiere für städtisches Leben bieten, bis heute nicht erkannt und gewürdigt werden.

Es verwundert daher nicht, daß in der kritischen Migrationsforschung der letzten Jahre ein radikaler Perspektivenwechsel gefordert wird. Statt sich weiter an rassistische Deutungsmuster zu halten, gilt es, endlich den wesentlichen Beitrag von Migranten für die Entwicklung und Modernisierung marginaler Quartiere zur Kenntnis zu nehmen und als solchen zu würdigen. Aus dieser Perspektive kann nämlich sichtbar gemacht

werden, daß es sich hier nicht um ‚Parallelgesellschaften‘ handelt, sondern vielfach um – wenn auch unter prekären Bedingungen realisierte – Erfolgsgeschichten. Viele solcher Quartiere, die von Stadtplanern und Behörden aufgegeben und ihrem Schicksal überlassen wurden, Stadtteile in denen kommunale Maßnahmen von oben an der Alltagswirklichkeit der Bewohner vorbeigingen, gerieten erst in Bewegung durch den Zuzug von Migranten, die trotz vielfältiger rechtlicher und politischer Barrieren und Behinderungen heruntergekommene oder leerstehende Häuser übernahmen, kleine Geschäfte gründeten und informelle Netzwerke errichteten. Damit sind nicht die mafiösen Strukturen gemeint, die Migrantenetzwerken oft unterstellt werden, sondern Strategien, mit denen Menschen ihre Existenz und ihren sozialen Aufstieg vielfach an den offiziellen Arbeitsmärkten vorbei organisieren *müssen* und deren Leistungen daher nur zu einem geringen Teil in die ‚nationale Buchhaltung‘ eingehen. Gerade solche Viertel zeichnen sich aber durch eine große Dichte von Dienstleistungen, Geschäften und gastronomischen Angeboten aus. Sie sind zu Lebensadern vieler Großstädte geworden.

Im vorliegenden Band wird die Perspektive in der oben beschriebenen Weise umgekehrt. Die Entwicklung in Quartieren, deren Geschichte und Erscheinungsbild durch Einwanderung geprägt ist, wird aus unterschiedlichen Dimensionen in den Mittelpunkt gerückt, um genauere Einblicke in die soziale Praxis vor Ort zu gewinnen. Im Gegensatz zu einer Außenperspektive, wie sie vielfach in den Medien und in der öffentlichen Meinung dominiert und aus welcher solche Räume vor allem in Problemzusammenhängen wahrgenommen werden, wollen wir die Bewohner als ‚Experten ihres Alltags‘ betrachten. Statt von oben oder aus der Ferne zu urteilen und sozusagen „mit der Bronx im Kopf“ (vgl. den Beitrag auf Seite 22) ganze Stadtteile als ‚Ghettos‘ oder ‚Parallelgesellschaften‘ abzuwerten, reicht manchmal schon eine erste Ortsbesichtigung oder ein Gespräch, um den Blick zu verändern. Vieles wird allerdings erst bei genauerem Hinschauen sichtbar: Wie die Bewohner dieser Stadtteile unter schwierigen Bedingungen ihr Leben organisieren, wie vernachlässigte städtische Räume durch die Anwohner wiederbelebt, also ‚recycelt‘ wurden. Dabei geht es nicht nur um die Aufwertung ehemals oder bis heute marginalisierter Stadträume, sondern auch um die Aufwertung der Kompetenzen und Ressourcen ihrer Bewohner vor Ort. Kurz gesagt: um Gegenbilder zu den gängigen urbanen Krisendiskursen. Widersprüche, Probleme und Auseinandersetzungen, die normaler Bestandteil des Großstadtlebens sind, sollen nicht ausgeblendet werden, vielmehr soll

ein differenzierter Blick auf bisher vernachlässigte Alltagswirklichkeiten ermöglicht werden.

Entgegen so mancher Behauptung klassischer Gentrifizierungstheorien kommen die Erneuerer und ‚Revitalisierer‘, ob Künstler oder Einzelhändler, nicht von irgendwo, um alteingesessene Anwohner zu vertreiben, sondern oft aus den Reihen der Anwohner selbst, von denen viele als Migranten in die vernachlässigten und aufgegebenen Stadtteile gezogen waren, hier in Eigeninitiative den sozialen Aufstieg schafften und ihr Wohngebiet wieder attraktiv für weiteren Zuzug machten, manchmal mit den bekannten Folgen: ökonomische, soziale und symbolische Gentrifizierung.

Die Botschaft ist einfach und pragmatisch: Statt Migration und Migranten für den Niedergang städtischer Räume verantwortlich zu machen, wird in diesem Band gerade ihr Beitrag zur Stadtentwicklung gezeigt. Ein Beitrag, der in der Stadtpolitik bisher sträflich vernachlässigt wurde.

Migration, Reise und elektronische Kommunikation sind Aspekte einer Mobilität, die Großstädte und ihre Quartiere nicht als abgeschlossene Räume denken läßt, sondern als Orte des Übergangs und des Durchgangs, als Transitorie mit allen Konsequenzen: Uneindeutigkeit, Widersprüche, Differenzen. Wir legen hier nicht, wie Gerd Baumann eingangs feststellt, das Ideal des ‚romantischen Städtchens‘ an. Vielmehr haben wir es mit dem Paradox zu tun, daß wir durch urbane Strukturen in unserem Alltag oft mehr mit ‚Fremden‘ als mit den nächsten Vertrauten Umgang haben (vgl. dazu Schiffauer 1997). Wo ‚aufgeräumte‘ und ‚unaufgeräumte‘ Bilder der Stadt miteinander kollidieren (Blum/Neitzke 2002, 5), unter dem Eindruck von Konflikten und Widersprüchen, die mit Urbanität einhergehen, einer „Ungewißheit und Diskontinuität, mit der wir noch nicht gelernt haben, umzugehen“ (Beauregard/Body-Gedrot 1999, 21), hat es in der Stadtforschung immer Krisendiskurse und Untergangsprophetieungen gegeben, und in derselben Regelmäßigkeit wurden Einwanderer für diese Negativprognosen verantwortlich gemacht. Selbst da, wo man eigentlich nicht umhin kann, nach einem Niedergang durch Deindustrialisierung das Neuerwachen von Nachbarschaften und Quartieren festzustellen, sind Begriffe wie ‚Ghetto‘ und ‚Parallelgesellschaft‘ schnell zur Hand – Begriffe, die allerdings niemand verwendet, wenn es um die Selbstabsonderung wohlhabender Bevölkerungsgruppen und Formen der Stadtentwicklung geht, die diesen Bedürfnissen Rechnung tragen, aber das sei nur am Rande vermerkt.

Ein Blick in die Alltagswirklichkeit migrationsgeprägter Stadtteile zeigt, daß hier schon aus strukturellen Gründen ‚Parallelgesellschaften‘ nicht

denkbar sind. Denn großstädtische Strukturen motivieren, ja nötigen Menschen auf unterschiedliche Weise und in den verschiedensten Kontexten zum Austausch – ob auf dem Markt oder in öffentlichen Verkehrsmitteln, bei der Inanspruchnahme von Dienstleistungen, in Schule und Beruf. Netzwerke des Handels, der Gastronomie und anderer Unternehmungen verbinden das Quartier mit dem größeren Umfeld – gerade in Einwandererquartieren über nationale Grenzen hinaus. Es zeigt sich, daß nur wenige Bewohner im Stadtteil geboren und aufgewachsen sind und längst nicht alle Zugezogenen für immer an Ort und Stelle bleiben, auch wenn ein pauschaler Blick von außen, der nicht auf Individuen, sondern auf vermeintliche ‚ethnische Gruppen‘ oder einfach ‚Ausländer‘ gerichtet ist, das so wahrnehmen will.

Statt die Alltagspraktiken der Bewohner aus dem Blick zu verlieren, sollen hier langjährige urbane Kompetenzen sichtbar gemacht werden, Strategien, die städtische Angebote umgehen und verändern, informelle Räume und städtische Nischen aufwerten können. Gerade diese Nischen sind häufig Räume der Aneignung durch Einwanderer, die auf diese Weise aktiv zur Entwicklung neuer Urbanitätsformen beitragen (vgl. Vanhué 1997, 14).

„Die erste Frage, die ich mir als Architekt stelle“, sagt der vorwiegend in Brasilien tätige Argentinier Jorge Mario Jáuregui, „ist eigentlich immer die gleiche: Auf welche Weise nähere ich mich einer gegebenen Situation? Was alles steckt in meiner Strategie, um die Strukturen eines Ortes zu entziffern? [...] Alles hängt von der Art und Weise ab, wie man eine Situation anschaut oder Fragen an sie stellt. Zu einem gewissen Grad hängen alle meine späteren Möglichkeiten davon ab, wie ich meine Fragen stelle.“ (Blum/Neitzke 2006, 75). Diese Feststellung ist gleichermaßen brisant für sozialwissenschaftliche Forschung und stadtpolitische Maßnahmen. Ein offener Blick auf die Situation hat dabei entscheidende Vorzüge. Verglichen mit den bekannten Negativprognosen, ist er in jedem Fall konstruktiv. Migrationsbedingte Pluralität und Vielfalt öffnen städtische Räume nach außen, statt sie künstlich in sich abzuschließen, und sie eröffnen damit eine neue Dynamik, Chancen auf Veränderung, die auch von kommunaler Seite endlich als solche wahrgenommen werden sollten.

Die Beiträge dieses Bandes zeigen dies aus unterschiedlichen Blickwinkeln: kulturwissenschaftlich, historisch, aber vor allem empirisch, anhand von sozialwissenschaftlichen Untersuchungen, die in den letzten zehn Jahren in migrationsgeprägten Quartieren europäischer Städte durchgeführt wurden. Sie belegen exemplarisch die Diskrepanz von öffentlicher Wahrnehmung und Binnenperspektiven der Bewohner, zwischen herkömm-

lichen pauschalen Zuschreibungen und heterogener Alltagswirklichkeit. Sie plädieren für eine neue Sicht und Repräsentation solcher Quartiere in den heutigen Städten. Denn es steht außer Zweifel, daß der politische und mediale Umgang letztlich soziale Wirklichkeiten erzeugt und verfestigt. Obwohl in Urbanitätsdiskursen amerikanische und europäische Städte oft gegeneinander gestellt werden und historische Entwicklungen, gerade zwischen den Einwanderungsgesellschaften der USA und Kanadas einerseits und europäischen Nationalstaaten andererseits nur bedingt vergleichbar sind, haben wir zwei Beispiele jenseits des Atlantik einbezogen. Sie bilden den Rahmen für die hier versammelten Beiträge und Betrachtungen: einführend die New Yorker Bronx als internationales Symbol und Exempel für die Zählebigkeit negativer Mythen und deren Diskrepanz zu einer differenzierten Alltagswirklichkeit in den Lebenserinnerungen von (ehemaligen) Einwohnern, abschließend Toronto als Beispiel für die Möglichkeit einer veränderten öffentlichen Wahrnehmung auf kommunaler und politischer Ebene. Beides sind Paradebeispiele für die Macht öffentlicher Repräsentation – im negativen wie im positiven Sinn.

Leon Deben und *Jacques van de Ven* nähern sich der Weltstadt Amsterdam aus einer historischen Perspektive. 500 Jahre Immigration haben den Wohlstand dieser Stadt begründet: Zuwanderung von anderen Provinzen und Nachbarstaaten, osteuropäisch-ashkenasischen und sephardischen Juden aus Spanien und Portugal, von Hugenotten und im Zuge der Industrialisierung von Arbeiterinnen und Arbeitern aus dem benachbarten Ausland und Südeuropa über die Immigration aus Indonesien und später Surinam, den ehemaligen niederländischen Kolonien, bis hin zur Arbeitsmigration aus der Türkei und Marokko in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Durch immer neue Immigrationswellen wurden Jahre der Stagnation und des Niedergangs überwunden, konnte die Stadt ihren Ruf als weltoffene, blühende Handelsstadt begründen und hat sich schließlich das besondere Gesicht der heutigen Stadt mit ihrer internationalen Ausstrahlung entwickelt.

Holger Floeting zeigt aus ökonomischer Sicht, welche konkrete Bedeutung die unternehmerische Tätigkeit von Migranten für die Kommunen in Deutschland hat. Allein in den 1990er Jahren verdoppelte sich die Zahl ausländischer Unternehmer und Selbständiger, meist türkischer, italienischer und griechischer Herkunft. Oft handelt es sich dabei um eine erzwungene Selbständigkeit infolge eines schlechteren Zugangs zum Arbeitsmarkt, für die informelle Netzwerke genutzt werden. Diese Netzwerke sind zugleich eine wichtige Ressource zur Einbindung von

Jugendlichen ins Berufsleben, sie funktionieren auch in den Bereichen ‚Ausbildung‘ und ‚Arbeitssuche‘, vermitteln jungen Menschen, die auf dem formellen Arbeitsmarkt kaum Chancen hätten, ein ‚training on the job‘ in Migrantenunternehmen. Diese Potentiale gilt es auch für die Stadtentwicklung zu nutzen, etwa indem gerade Kleinunternehmen, die zur Belebung der Stadtteile beitragen, gefördert und mit ihren informellen Netzwerken in die Verantwortung für die Quartiersentwicklung einbezogen werden.

Robert Pütz betrachtet einen interessanten Aspekt der Selbstständigkeit am Beispiel türkischer Unternehmerinnen und Unternehmer in Berlin, nämlich Transkulturalität als Alltagspraxis. Davon ausgehend, daß ‚Kulturen‘ weder homogen noch aufgrund vielfältiger Verflechtungen eindeutig territorial zuzuordnen sind, ‚kulturelle Differenzen‘ jedoch als Konstruktionen denkbar bleiben, verschiebt sich „die mit jeder Grenze verbundene Innen-Außen-Differenz [...] konzeptionell auf die Ebene einzelner Subjekte“. Konkret bedeutet dies für Selbständige türkischer Herkunft, wie sich anhand biographischer Interviews zeigt, das Verhandeln dieser unterschiedlichen Zugehörigkeiten: entweder durch die Konstruktion ‚türkischer‘ sozialer Ressourcen oder die Infragestellung national etikettierter Grenzen oder sogar in Form einer „strategischen Transkulturalität“, wie das Beispiel einer kurdischen Unternehmerin, Kevsan, eindrucksvoll zeigt. Die erfolgreiche Geschäftsfrau nutzt bei der Kundenakquisition ihre biographischen Ressourcen souverän zur Aktivierung unterschiedlicher ‚Identitäten‘ – je nach Kunde betont sie andere Kompetenzen und Zugehörigkeiten: als qualifizierte Firmenchefin, als Türkin, als Kurdin oder als Schwester eines bekannten Unternehmers.

Auch bei *Michel Peraldi* steht Transkulturalität im Mittelpunkt, denn „die Ökonomie des Basars“, die viel zur Wiederbelebung totgesagter Stadtteile in Marseille beigetragen hat, lebt gerade von transnationalen Netzwerken, von den zahlreichen „Ameisen“ – von Handelsreisenden, die immer nur so viel Waren kaufen und verkaufen, wie sie selbst tragen oder fortbewegen können. Diese „Ameisenstraßen“ zwischen Nordafrika und den Handels- und Umschlagplätzen im Mittelmeerraum treffen immer wieder auf politische Hindernisse, manchmal ändern sie dann ihren Verlauf – wie ein anschließender kurzer Blick auf Alicante zeigt, doch sie versanden nicht. Sie regenerieren sich und schaffen mit ihren Märkten auch ökonomische und soziale Ressourcen in den Stadtteilen. Durch diesen informellen Handel wird gerade für jugendliche Migranten die Chance eines „Aufstiegs auf eigene Rechnung“ möglich. Sie fungieren als Grenzgänger und

„Vermittler zwischen den verschiedenen kulturellen Welten des Marktes“. So werden, „auf Grundlage mündlicher Übereinkunft und gegenseitiger Unterstützung, Waren wieder in den Kreislauf der Profitabilität zurückgeschleust [...], aus dem sie durch soziale und politische Filterung herausgefallen waren“.

Die nachfolgenden empirischen Berichte aus migrationsgeprägten Stadtteilen in Deutschland und der Schweiz zeigen noch einmal bisher verkannte Potentiale und Ressourcen, die gerade bei einem Blick auf die Lebenswirklichkeit vor Ort sichtbar werden.

Erol Yildiz beschreibt unspektakuläre Alltagsstrategien am Beispiel der Kölner Keupstraße, einem Quartier, das in Medienberichten bis heute wiederholt als ‚Ghetto‘ oder ‚Parallelgesellschaft‘ abgewertet wird. Im Zuge der Deindustrialisierung des Stadtteils übernahmen vor allem türkische Migranten leerstehende Geschäfte und Wohnungen und schufen eine lebendige Geschäftsstraße mit „mediterran-orientalischem Flair“, in der sich auch Alteingesessene inzwischen „integriert“ fühlen, eine Straße, die mit ihren Läden und gastronomischen Angeboten längst zahlreiche Besucher anzieht. Auch hier wird geschäftsstrategisch mit kulturellen Inszenierungen gearbeitet, etwa wenn Restaurants und Einzelhändler mit Namen, Einrichtung und Angebot ihres Ladenlokals europäischen Vorstellungen vom ‚Orient‘ Rechnung tragen. Das Zusammenleben der Anwohner scheint jedenfalls, Medienberichten zum Trotz, gut zu funktionieren. Nicht nur durch kommunale Strukturen, sondern auch durch private und geschäftliche Netzwerke sind sie zudem in den städtischen Kontext und über diesen hinaus eingebunden in die Stadtgesellschaft. Parallelgesellschaft? Davon kann keine Rede sein.

Der Beitrag von *Katrin Gliemann* und *Gerold Caesperlein* analysiert den Wandel eines Dortmunder Quartiers vom alten Arbeiter- zum Einwandererviertel. Die Autoren zeigen historische Ursachen für kommunale Vernachlässigung und Stigmatisierung und die Spannungen, die mit dem Aufgeben angestammter Räume durch die Alteingesessenen und der Übernahme und Neudefinition durch die Zugezogenen einhergehen. Auch dieser Stadtteil kann nicht als homogen oder statisch betrachtet werden. Vielmehr zeigt sich eine hohe Mobilität – eine Herausforderung für Stadtplaner, die die Existenz von „Durchgangsstädteilen“ und eine hohe Fluktuation gemeinhin als Warnzeichen deuten. Obwohl dies die Aufgabe einer Stadtplanung nicht einfacher macht, plädieren die Autoren für eine Neubewertung solcher Prozesse, für die Schaffung einer entsprechend offenen Infrastruktur, etwa durch Einrichtungen, deren Angebot „inhalt-